9. Ambivalenzen und postkoloniale Kontinuitäten humanitärer Bilderwelten und Weltenbilder: Das Beispiel ‚Hungerkind'

Repräsentationen ferner Wirklichkeiten im Rahmen von Kolonialismus und Humanitarismus halfen geläufigen Betrachtungen zufolge spezifische Selbst-, Fremd- und Weltenbilder sowie Modi des Blickens auszubilden und zu tradieren, die bis heute von Bedeutung sind. Die Rede ist beispielsweise von *colonial gaze* (Paidipaty 2008) oder von einer humanitären Optik (Laqueur 2009: 33; Knoch 2006: 201). Daneben heben immer mehr Forscher_innen nicht nur die historische Verwobenheit von Kolonialismus und Humanitarismus hervor, sondern stellen die Ambivalenz humanitärer Repräsentationspraxis in Rechnung – und damit nicht zuletzt den Umstand, dass sich humanitär-universalisierende und kolonial-tradierte Perspektivierungen früher wie heute nicht wechselseitig ausschließen müssen. Die jeweils repräsentierten Ereignisse (Umstände, Lebenswirklichkeiten, Erfahrungen usw.) prädeterminieren nicht, wie sie in den Blick geraten und in welchen Kontext sie gestellt werden: „Tragedies, which can help to construct narratives about shared humanity, can also build those of victimhood and pathologies of Otherness" (Balaji 2011: 64).

Die vorangehend angesprochenen Überlegungen vertiefend, stelle ich in diesem Kapitel zuerst (und ergänzend zu einigen meiner Ausführungen der vorangehenden Kapitel) Grundzüge postkolonialer und ‚humanitärer'[193] Geschichtsschreibung dar (Kap. 9.1), anhand derer jeweils bzw. je

193 Die adjektivische Konkretisierung von bestimmten, nicht nur geschichtswissenschaftlichen Forschungsperspektiven als humanitär birgt die Gefahr irrezuleiten, geht es doch vorrangig um wissenschaftliche Forschung zu Humanitarismus – und nicht um eine Praxis, die wie beispielsweise diejenige vieler NGOs eine humanitäre Agenda verfolgt. Immer wieder expliziert wird sogar, dass keinerlei wissenschaftliche Praxis vergleichbar zu humanitären und menschenrechtlichen (Zeugenschafts-)Praxen *vorrangig* das Ziel verfolge, Ungerechtigkeit herauszustellen oder zu bekämpfen (Gready 2010: 189; Redfield 2006; Merry

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

spezifisch die Annahme der performativen, nicht zuletzt edukativen Wirkmächtigkeit von Repräsentation verdeutlicht werden kann – „its capacity not only to re-present the world to its audiences but also to propose to them how to think and feel about the world" (Chouliaraki 2008: 838). Daran anschließend gehe ich näher auf die generische Ikone[194] des ‚Hungerkindes' ein, die für die Geschichte und Gegenwart humanitärer Repräsentationspraxis von herausragender Relevanz ist (Kap. 9.2). Ich verdeutliche, wie das ‚Hungerkind' in wissenschaftlichen Beiträgen als Repräsentant von Menschlichkeit, Andersheit und/oder Hilfsbedürftigkeit gehandelt wird, und zugleich, dass sich ‚Hungerkind'-Bilder recht konträren, ambivalenten Lesarten ausgesetzt sehen: „[T]he child image can be read as both a colonial metaphor for the majority world and as a signifier of humanitarian identity" (Manzo 2008: 632). In einer kurzen Diskussion komme ich abschließend nochmals auf Divergenzen wie auch Verwicklungen postkolonialer und humanitärer (Forschungs-)Perspektiven zu sprechen (Kap. 9.3).

Ich widme mich im Folgenden einmal mehr der Frage, inwiefern Repräsentationen ferner Wirklichkeiten als relevant erachtet, als hilfreich oder problematisch verhandelt werden. Spezieller frage ich: Worin wurde und wird die Bedeutung und Wirkmächtigkeit bestimmter Repräsentationsregime und Bildmotive gesehen? Und inwiefern unterscheiden sich Antworten auf die vorangehende Frage, je nachdem, ob Repräsentationspraxis zuvorderst postkolonial oder humanitär perspektiviert wird?

2005; Lowe 2014): „[I]n the end human rights practitioners are different, in that their main (and often exclusive) ambition is to achieve change in reality" (Gready 2010: 189). Dass ich dennoch von ‚humanitären' Forschungsperspektiven spreche, soll die in Kap. 7.3 formulierte Idee zum Ausdruck bringen, dass mancherlei Forschung – stärker als andere – Reflexionstheorien anbietet, die mit humanitärer Praxis in einem Plausibilitäts- und Motivationskontinuum stehen (Kieserling 2000: 50).

194 „Beim generic icon handelt sich um sogenannte Bildtypen, bei denen die Akteure, die Situation oder die Orte wechseln können, das Motiv aber dasselbe bleibt" (Grittmann/Ammann 2008: 298). Demgegenüber sind sogenannte diskrete Ikonen und Bildmotive nicht dermaßen austauschbar. Zu denken wäre beispielsweise an das ‚Napalm Girl'-Foto.

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

9.1 Die edukative Performanz post-/kolonialer und humanitärer Repräsentation

Forschung zum Zusammenspiel von Repräsentation und Kolonialismus zeigt auf, dass beispielsweise über Reiseberichte Bilder von ‚der Fremde' und den dort lebenden ‚Anderen' in die Welt gesetzt wurden, die nicht nur Neugierde und Wissbegierde stillten, sondern zudem die mit Kolonialismus im Zusammenhang stehenden Formen von Ungleichheit und Gewalt zu legitimieren halfen. Dabei war der beschreibende, erforschende und erobernde Blick der Europäer_innen keineswegs unvoreingenommen, sondern in den eigenen Begriffs- und Kategorisierungsrastern wie auch in „westlichen Repräsentationstraditionen" (Hall 2012 a: 153) verfangen. Die Anderen wurden als diejenigen, „über die ‚etwas gewusst wird', auf spezifische Weise zum Gegenstand der Unterwerfung" (Hall 2012 a: 154) – und sie wurden mit ‚Wesensmerkmalen' ausstaffiert, die es erlaubten, die ihnen widerfahrenden Ungleichbehandlungen ihnen selbst anzulasten (Geller 2006: 21).

> „Die Grundstruktur des kolonialen Diskurses ist zunächst die Zweiteilung der Welt in ‚zivilisierte' ‚Völker' oder ‚Nationen' und ‚unzivilisierte' ‚Stämme' oder ‚Menschenmassen', wobei letztere nicht zu einer funktionierenden Regelung ihrer eigenen Angelegenheiten in der Lage sind und erstere ihnen dabei zu Hilfe kommen, da sie von Gott oder der Natur zur Herrschaft vorbestimmt und fähig, ja sogar um der Menschheit willen dazu verpflichtet sind" (Ziai 2006: 33).

Repräsentationspraxis spielte entscheidend in Praxen der Legitimierung und Durchsetzung kolonial-imperialer Ordnung hinein – und somit in die Selbstvergewisserung und -aufwertung der einen (Kolonialisierende) und die VerAnderung, Unterdrückung und Vernichtung der Anderen (Kolonialisierte; Memmi 2016). Repräsentationen ferner Wirklichkeiten waren entsprechend auch „Nahrung für die *mission civilisatrice*" und wichtige „Vasallen für den imperialen Fortschritt", wie Abigail Solomon-Godeau (2003: 60; Hervorh. im Orig.) speziell mit Blick auf Beispiele dokumentarischer Fotografie formuliert. Sie dienten dazu, „das komplexe ideologische Gefüge zu ratifizieren und zu bestätigen, das in einem jeweiligen historischen Augenblick als Realität *tout court* wahrgenommen wird" (Solomon-Godeau 2003: 59; Hervorh. im Orig.). Und noch heute erfüllen Repräsentationen diesen Zweck: So macht vor allem postkoloniale Forschung darauf aufmerksam, dass viele der im Kolonialismus tradierten Beobachtungspraxen von Differenz gegenwärtig fortwirken – gegebenenfalls in

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

modifizierter Gestalt, nicht selten in Form eines eurozentristischen Common Sense (Shohat/Stam 1994: 2).[195] Denn muss auch aktuell gerechtfertigt werden, „daß alles, so wie es ist, schon seine Ordnung hat. Daß es gute Gründe gibt, warum die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden" (Rommelspacher 1997: 32).

Geschichtswissenschaftliche Studien, die sich mit dem Zusammenhang von Medien(-technologien), medialen Repräsentationen und der Herausbildung von Humanitarismus oder auch Menschenrechten beschäftigen, zeigen mitunter auf, mit welchen Hoffnungen und Fallstricken die Repräsentation ferner Wirklichkeiten im Zuge humanitärer Reformprojekte und Kampagnen früherer Jahrhunderte von den an ihnen Beteiligten in Verbindung gebracht wurde. Sie verdeutlichen wie „[h]umanitarians, then, helped to instill particular ways of seeing and feeling about the suffering of strangers" (Rozario 2003: 425). Historische humanitäre Repräsentationspraxis wie auch deren zeitgenössische Problematisierung halfen einen humanitären Kontext aufzuspannen und zu etablieren, in welchem das Verbreiten auch grausamer Bilder und Botschaften – wenn auch unter Vorbehalt – als legitim erachtet werden konnte. Besonders traditionsreich mit einem humanitären Kontext und humanitären Selbstverständnissen verwoben scheinen dabei die mit der sogenannten Macht der Bilder assoziierten autoritativen und verführerischen Potentiale sowie deren Affirmation *und* Kritik: So sahen Protagonist_innen früher humanitärer Kampagnen Elendsfotografien als machtvolle Tools zur Erweckung mitfühlender Emotionen an, die teilnahmsvolle Reaktionen auszulösen in der Lage seien (Fehrenbach/Rodogno 2015). Gleichzeitig wurde die Wirkmächtigkeit von Fotografien keineswegs nur euphorisch eingeschätzt, stand doch etwa folgende Befürchtung im Raum: „[G]raphic portrayals of gruesome sights might arouse viewers' appetites for spectacles of suffering" (Curtis 2015: 42–43). Dennoch stuften selbst diejenigen Zeitgenoss_innen, die einer Veröffentlichung von drastischen Bildern skeptisch gegenüberstanden, die persuasive Macht der Bilder als schwer zu widerstehen ein (Curtis 2015: 43).

Der gesellschaftliche Diskurs, wonach die Konfrontation eines Publikums mit drastischem, eindrücklichem Elend dazu führe, dass das Publi-

195 „Eurocentric discourse […] embeds, takes for granted, and ‚normalizes' the hierarchical power relations generated by colonialism and imperialism, without necessarily even thematizing those issues directly. Although generated by the colonizing process, Eurocentrism's links to that process are obscured in a kind of buried epistemology" (Shohat/Stam 1994: 2).

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

kum wahlweise verrohe bzw. abstumpfe oder gar beginne sich am Leid anderer zu ergötzen, begleitete viele frühe humanitäre Kampagnen. So beobachtet beispielsweise Karen Halttunen (1995: 328–330), dass humanitäre Reformer_innen in der sprichwörtlichen Zwickmühle steckten und wie sie sich rhetorisch aus dieser zu befreien suchten: Sie bescheinigt ihnen, dass sie sich einerseits immer wieder als Augenzeug_innen des Gräuels inszenierten, während sie sich gleichzeitig genötigt sahen zu verdeutlichen, dass sie selbst im Zuge dessen Anblicks weder abstumpften noch erregt würden. Mit ihren Schilderungen, wie sie die Leiden Anderer selbst erlebt haben, führten humanitäre Reformer_innen beispielhaft (als gewissermaßen tugendhafte *role models*) vor, wie mit entsprechenden Erfahrungen und Anblicken umzugehen sei. Wichtig waren im Rahmen einer solchen moralischen Erziehungspraxis demnach nicht nur die von humanitären Protagonist_innen ausgesprochenen Instruktionen und Verbote, sondern zudem ihr mutmaßlich vorbildhafter Umgang mit grausamen Ereignissen und deren Repräsentation.[196]

Ergebnisse geschichtswissenschaftlicher Humanitarismus-Forschung verdeutlichen damit, dass Medientechnologien wie auch personelle Mittler_innen für begrüßenswerte wie auch kritikwürdige Facetten einer sich als humanitär verstehenden Repräsentationspraxis standen und auch geradezustehen hatten.[197] Sie halfen zudem bestimmte – namentlich humani-

196 Der Begriff der moralischen Erziehung bzw. *moral education* in Anlehnung an Chouliaraki wird von mir im Kap. 8.5 ein erstes Mal eingeführt. Chouliaraki (2008: 838) versteht bestimmte Beispiele gegenwärtiger Krisenberichterstattung ebenso wie NGO-Appelle als Formen moralischer Erziehung, wobei sie Folgendes hervorhebt: „[T]he power of mediation as moral education does not take place through explicit instruction as to what is right or wrong, but rather through exemplary stories as to what matters in a particular situation and how to act appropriately in it“ (Chouliaraki 2008: 846). Eine in Ansätzen ähnliche Idee formulieren Wenzel/Scholz (2010).

197 Der Historiker Grant (2015) hat herausgearbeitet, dass sich humanitäre Reformer_innen mit der Herausforderung konfrontiert sahen, das Publikum nicht zu verprellen, es nicht gegen sich aufzubringen. Als Konsequenz beobachtet er, dass beispielsweise die Dia-Vorträge der britischen Eheleute Harris, die sich gegen die Gräueltaten im Kongo-Freistaat einsetzten, nicht nur an damalige Umgangsformen, sondern zudem an das jeweilige Alter und Geschlecht des Publikums angepasst wurden. Vonseiten humanitärer Akteur_innen wurden Kritiken also antizipiert und gegebenenfalls abzuwenden versucht (Wilkinson 2013: 269–273); sie wurden aber auch, wie Wilkinson (2013: 266) hervorhebt, immer wieder bewusst in Kauf genommen: „[C]ampaigners are more concerned to provoke moral controversy than to fashion ‚winning arguments‘“ (Wilkinson 2013: 261).

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

täre – Optiken und Repräsentationsregime nachhaltig zu etablieren. Thomas W. Laqueur (2009: 33) geht sogar davon aus, dass sich das seit dem späten 18. Jahrhundert im Zuge von diversen Reformbemühungen ausbildende humanitäre Narrativ, welches nicht zuletzt auf detailreichen Geschichten und Bildern von Verletzlichkeit und Schmerz aufruht, kaum über die Jahrhunderte hinweg verändert hat – und damit auch nicht dessen Mobilisierungspotentiale.

Humanitarismus- wie auch postkoloniale Forschung verweisen auf die Wirkmächtigkeit, die medialen Repräsentationen ferner Wirklichkeiten in früheren Jahrhunderten zugeschrieben wurde oder rückblickend zugeschrieben werden kann. Sie lenken die Aufmerksamkeit auf die Historizität und gegebenenfalls Kontinuität bestimmter Repräsentationsmodi und Repräsentationsregime, wobei mit letzteren (wie bereits erwähnt) „das gesamte Repertoire an Bildern und visuellen Effekten" in den Fokus rückt, „durch das ‚Differenz' in einem beliebigen historischen Moment repräsentiert wird" (Hall 2004 a: 115). Besonders mit Blick auf die jeweils konkret unterstellten Funktionen und Effekte von nicht nur visueller Repräsentationspraxis sind Unterschiede zwischen einer postkolonialen und ‚humanitären' Geschichtsschreibungen augenfällig. Auf entsprechende Gegensätze hinsichtlich ermöglichter Wir-/die Anderen-Beziehungen abhebend, stellt Richard Hölzl (2012: o. S.) Folgendes fest:

> „[D]ie Alterisierung, die Konstruktion des leidenden Anderen in den Texten, Bildern und Werbegegenständen […], ist weit komplexer als bisher gedacht – sie produziert nicht nur Abwehr und Differenz, sondern auch Verlangen nach Nähe, und Identifikation seitens der europäischen Betrachter/innen – auf lange Sicht kann so das Entstehen neuer, globalisierter Emotionen erklärt werden: Empathie über große räumliche und kulturelle Distanz hinweg, die weit über Face-to-Face-Communities und nationale Gemeinschaften hinausgeht. Empathie und Überlegenheitsgefühl, Identifikation und Abgrenzung sind der Januskopf, der abwechselnd und zugleich mit zwei Gesichtern auf das Leiden Anderer blickt. Ohne diese Ambivalenz, die in den Postcolonial Studies noch zu oft übersehen wird, kann m.E. die Tragik einer weitgehend gescheiterten Kommunikation über die globale[n] Nord-Süd-Beziehungen nicht erfasst werden".

Mancherlei Beobachtende sind ganz ähnlich wie Hölzl bereits zu dem Schluss gelangt, dass humanitäre Repräsentationspraxis als ambivalent zu gelten hat (Manzo 2008; Bleiker/Hutchinson/Campbell 2014; Orgad 2015). Emma Hutchinson (2014: 16) spricht in ihrer Forschung zur Medienbe-

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

richterstattung zum Tsunami in Südostasien 2004 gar von einem *humanitären Dilemma*: Auf der einen Seite sind dramatische, stereotypisierende Katastrophenbilder für die Mobilisierung von Hilfe notwendig; auf der anderen Seite stehen (nicht-intendierte) Konsequenzen, die aus der Re-Aktualisierung ‚kultureller' Stereotype hervorgehen: „Depicting a developing world disaster through a paternalistic ‚politics of pity' recreates North/South hierarchies" (Hutchinson 2014: 16). Die Politikwissenschaftlerin ergänzt:

> „This is important for how we think about humanitarianism as it means that the provision of aid is framed by elevating one actor (the Western viewer) and derogating the other (the developing world victim). The structural inequities that aid is intended to address are thus perpetuated, and so are the social distance and power discrepancies that, in an ideal world, humanitarianism is meant to diminish" (Hutchinson 2014: 16).

Nachfolgend rücke ich in den Blick, wie sich die Ambivalenz humanitärer Repräsentationspraxis speziell am visuellen Stereotyp (Lobinger 2009) ‚Hungerkind' festmachen lässt.

9.2 Das ‚Hungerkind'-Motiv

> „[T]he starving African child […] had become a universal icon of human suffering" (Cohen 2001: 178).

> „At the centre of debate about images of suffering stands a particular image […]. Be it the ‚Biafra child' of the 1960 s or the ‚Ethiopia child' of the 1980 s, this is the stereotypical ‚starving baby' image" (Manzo 2008: 637).

‚Hungerkind'-Bilder begegnen einem mitunter in journalistischer Berichterstattung, insbesondere solcher zu Hungersnöten. Sie sind daneben eng mit der Repräsentationspraxis internationaler NGOs und speziell Spendenaufrufen verknüpft.[198] Zugleich ist das ‚Hungerkind' Inbegriff und zentra-

198 Hierzu folgende aufschlussreiche Beobachtung: „Für den Film white charity wurden Interviews mit Passanten auf der Straße geführt, wobei es auch um die Frage ging, an welches letzte Plakatmotiv sie sich aktiv erinnerten. Die meisten antworteten: ‚Kinder mit Hungerbäuchen'" (Della/Kiesel 2014: 7).

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

ler Reibungspunkt jener bereits mehrere Jahrzehnte andauernden Debatten zu einer humanitären *imagery*: zu humanitären Bilderwelten und Weltenbildern. Die Politikwissenschaftlerin Kate Manzo (2008: 638) macht mit Blick auf das ‚Hungerkind' als zentraler Ikone humanitärer Repräsentationspraxis auf folgenden wichtigen Umstand aufmerksam: „For all its faults, the ‚starving baby' image *is* a powerful icon of human suffering thanks to the cultural connotations attached to its compositional elements" (Hervorh. im Orig.). Ich werde nachfolgend die verschiedenen ‚Komponenten' des visuellen Stereotyps des hungernden Schwarzen Kindes aufschlüsseln: namentlich *Kind* (als Marker für eine universale Menschlichkeit; Kap. 9.2.1), *Hunger* (als Beispiel für Not/Hilfsbedürftigkeit; Kap. 9.2.2) und *Schwarz* (als Hinweis auf Prozesse der Rassifizierung und VerAnderung; Kap. 9.2.3). Auch wenn sich diese Komponenten und ihre jeweiligen Konnotationen verschränken und wechselseitig verstärken (können), gehe ich davon aus, dass sie je für sich aufschlussreich und von Bedeutung sind. Ich setze zugleich voraus, dass weder Menschlichkeit noch Hilfsbedürftigkeit oder VerAnderung ein für alle Mal an einem bestimmten (visuellen) Signifikanten oder Marker festgemacht werden können, wie auch keine notwendige oder strikte Kopplung zwischen den Komponenten vorliegt. Dass deren Assoziation bzw. Artikulation mitunter so natürlich erscheint, sollte vielmehr zu denken geben.

9.2.1 Das Kind: Inbegriff des idealen Opfers und universaler Menschlichkeit

> „Daß die ‚Ärmsten der Armen' nicht selbst verantwortlich gemacht werden können für ihre desolate Lage […], wird visuell häufig unterstrichen durch die prägnante Gestalt von Kindern: Hilflos, arglos, schuldlos repräsentieren Kinder besonders spendenwirksam das in den Kampagnen gängige Stereotyp des naiven und von paternalistischer Hilfe abhängigen Fremden. Herzzerreißende Armutsbilder von schwarzen Kindern in erwartungsvoller Unschuldsgeste symbolisieren unverschuldetes Leiden schlechthin" (Baringhorst 1999: 243–244).

> „What is crucial about these humanitarian appeals is that they depend on children as generic human beings and not as culturally and socially specific persons" (Malkki 2010: 64; Hervorh. im Orig.).

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

Fotografien von Kindern und eine „Iconography of Childhood" (Manzo 2008) gehören zu den am besten untersuchten Repräsentationsmodi im Kontext humanitärer Praxis. Neben historischen Betrachtungen, die sich mit der Etablierung einer auf Kinderbilder aufbauenden humanitären Bildsprache auseinandersetzen (Fehrenbach 2015; Fehrenbach/Rodogno 2015 b), findet sich eine große Zahl an empirischen (Repräsentations-)Analysen, die den Fokus auf die Darstellung von Kindern in aktueller humanitärer Kommunikation richten (Burman 1994; Lamers 2005; Manzo 2008; Suski 2009; Wells 2013; Dogra 2015; Orgad 2015; Seu 2015). Ausgegangen wird davon, dass das Kind modernen westlichen (Ideal-)Vorstellungen gemäß nicht nur Verletzlichkeit und Abhängigkeit verkörpert (Burman 1994), sondern zudem Unschuld (Malkki 2010: 60–64) und eine (bessere) Zukunft (Lamers 2005). Es gilt als „ideal", „worthy", „innocent victim" (Höijer 2004: 515, 516).

Beispielsweise Marta Zarzycka (2015: 29) betont, dass Kinder sowohl Eyecatcher als auch moralische Referenten sind.[199] Sie verweist auf die lange Tradition des Zeigens von Fotografien von Kindergesichtern in einer humanitären Praxis, der es darum geht, privilegierte Personen an ihre (moralischen) Verpflichtungen gegenüber Notleidenden dies- wie jenseits der eigenen Nationalgesellschaften zu erinnern (Zarzycka 2015: 31–32). Dabei macht sie für den Kontext Kinderpatenschaften instruktiv auf den Umstand aufmerksam, dass Mädchen bevorzugt bzw. häufiger gezeigt werden als Jungen (Zarzycka 2015: 33).[200] Laura Suski (2009: 216) hebt ihrerseits die Potentiale hervor, die sich mit einer Kinder-Ikonographie im humanitären Kontext eröffnen: „The affinity between humanitarianism and children demands attention not only for its perils but for its promises". Sie interessiert sich für den Link zwischen ‚humanitärem Impuls' und Kindern (Suski 2009: 202) und fragt, inwiefern die Idee kindlicher Unschuld kon-

199 Wie Seu (2015: 654) herausarbeitet, fühlen sich Publika bisweilen aufgrund der Wahl des Kind-Motives manipuliert: „Although most participants recognized that a communication involving a child has immediate impact, overall they displayed a reflexive and critical awareness of their own propensity to automatically empathize in response, with many expressing irritation for being manipulated".

200 Burman (1994: 242) hält sogar fest: „[L]ittle girls are the quintessential child victims". Die Psychologin ergänzt: „In an interesting orientalist twist, if the children who are attracting attention at ‚home' are bad boys, the Third World children who need to be saved tend to be represented as little girls: the vulnerable, dependent aspects of childhood are displaced onto the already feminised space of the ‚Other'" (Burman 1994: 245).

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

stitutiv für die Legimitation humanitärer Praxis ist. Sie wendet sich dabei gegen Kritiken, die einzig auf die Reproduktion von problematischen Nord-Süd-Beziehungen abstellen. Eine solche Kritik hat etwa Erica Burman (1994) formuliert, die untersucht hat, inwiefern ‚westliche' Konstruktionen von Kindheit in Praxen der Infantilisierung des Globalen Südens hineinspielen und in paternalistischen Nord-Süd-Beziehungen münden, wenn Kinder als generische Repräsentant_innen ihrer ‚Kultur' oder Region zu Objekten des westlichen Blicks werden. „[I]n the North children develop, and in the South they merely survive – if they're lucky" (Burman 1994: 242). Unterstellt werde ferner, dass das Überleben der Kinder letztlich von auswärtiger Unterstützung abhänge, da die ‚eigenen Leute' sich nicht (angemessen) um sie kümmerten (Burman 1994: 243).[201] Hier verschmelzen letztlich „paternalistische Vorstellungen von Hilfe und maternalistische Fürsorgekonzepte" (Baringhorst 1999: 254; Burman 1994: 243-244).

Das Kind repräsentiert im humanitären Kontext zum einen eine universale Menschlichkeit und zum anderen bestimmte Personen/-Gruppen und Weltregionen als unselbstständig und abhängig von westlicher Hilfe. So hat Manzo (2008: 652) hervorgehoben, dass eine humanitäre Ikonographie der Kindheit unterschiedliche, teils widersprüchliche Lesarten erlaubt: „the same image (such as the much critiqued ‚starving baby' image still featured in many emergency appeals) can faithfully represent a shared value such as the principle of humanity whilst problematically representing one part of the world as infantile, helpless, and inferior". Das Motiv des Kindes kann demnach nicht nur als Verkörperung humanitärer Werte und Prinzipen verstanden werden, sondern wird – zugleich, potentiell – als koloniale (Bild-)Strategie lesbar. Aus einer postkolonialen Perspektive wird eine Infantilisierung des Globalen Südens (Dogra 2012: 38) kritisiert, wonach „nicht-europäische Völker […] als unmündige Kinder [gelten; MZ], die

201 Fasst man Kind als relationalen Begriff (Malkki 2010: 80; Burman 1994), drängt sich die Frage auf, wer den elterlichen Part übernimmt. Diese Frage stellt sich im Zusammenhang von Kinderpatenschaften sehr konkret, wenn im Zuge ihrer Bewerbung die adressierten Publika nicht selten dazu aufgerufen werden, an Eltern statt (*in loco parentis*) aktiv zu werden (Zarzycka 2015: 35). Keinesfalls nur bei Patenschaften für Waisen werden die Kinder oft isoliert gezeigt, ohne ihre Familien oder sie unterstützende lokale Personen. Beobachten lässt sich zudem, dass in den Spendenaufrufen vieler Kinderpatenschafts-NGOs selbst dann der Fokus nach wie vor auf einzelnen Kindern liegt (visuell und narrativ), wenn operativ ‚vor Ort' die Unterstützung von Familien und ganzer Gemeinden programmatisch verfolgt wird (Plewes/Stuart 2007: 30).

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

noch der Anleitung und der Hilfe und der Unterstützung bedürfen" (Ziai, zitiert in White Charity 2011: o. S.).[202] Wenn heute ein Bedarf an vielgestaltigen humanitären Interventionen dergestalt plausibilisiert und legitimiert wird, so steht dies in der Tradition einer kolonialen Strategie „to construct the Black subject as the infantile, as the child" (Kilomba, zitiert in White Charity 2011: o. S.).[203]

Liisa Malkki (2010: 58) hat sich ihrerseits mit „the ritual and affective work done by the figure of the child in […] transnational representational spheres" beschäftigt, wobei es ihr nicht nur um fotodokumentarische Bilder geht, die Kinder darstellen, sondern zudem um Bilder, die von Kindern gemalt werden, um die Worte und Lieder von Kindern (Malkki 2010: 59): All diese Kinder-Repräsentationen schlagen sich in dem nieder, was Malkki (2010: 61) als „humanitarian representational conventions of both international community and humanitarian appeal" fasst. Malikki (2010: 65) hält speziell mit Blick auf Kinderfotografien folgenden wichtigen Aspekt fest:

> „Even while being photographic documents of actual, living children, these are pictures of *human children*, not photographs of specific *persons* or *people* with specific histories, however short. It is all too easy to strip children of their personhood and to fill them with a pure humanity and an unspoiled nature. In the process, we (adults) place them outside the complications of history, beyond the lines drawn by nationalism, racisms, and cultural identities" (Hervorh. im Orig.).

Bereits der Ausweis eines Kindes als Repräsentant von Menschlichkeit kann dazu führen, dass das konkrete Individuum objektiviert, auf seine abstrakte körperliche Präsenz und sein Menschsein reduziert wird. Das wird mitunter als eine Form der Depolitisierung (Burman 1994: 243) und Dehumanisierung (Kennedy 2009)[204] gelesen – werden die gezeigten Kinder

---

202 Alle Zitate aus dem Film „White Charity" stammen aus dem offiziellen, nicht paginierten Film-Transkript (White Charity 2011).

203 Kilomba (zitiert in White Charity 2011: o. S.) führt des Weiteren aus: „So what we usually see visually is that Black people are hypersexualized on one side and, or are constructed as aggressive or threatening on the other side. And what is very particular about the aid industry is that they invert the two aspects turning the Black subject as helpless instead of aggressive. This infantilisation of the Black subject appears in form of the children".

204 Kennedy (2009: o. S.) formuliert genauer: „Humanitarian images focus on universal symbols – women and children, suffering and destruction – to cut across boundaries of comprehension. That human beings have ethical obligations to

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

doch zu generischen menschlichen Wesen verklärt (Malkki 2010: 64). Ambivalent ist eine humanitäre Ikonographie der Kindheit also nicht nur mit Blick auf mögliche postkoloniale Lesarten. Ambivalent bis dilemmatisch erscheint sie zudem, als sie einen humanitären Universalismus verspricht, der nicht nur Identifikation und Mobilisierung begünstigt, sondern als solcher, nach mancherlei Maßgabe, als problematisch zu erachten ist: Ein Grenzen transzendierender Universalismus lässt sich oftmals nur um den Preis einer De-Individualisierung, De-Kontextualisierung und De-Historisierung der repräsentierten Personen haben.

9.2.2 Visualisierungen körperlicher Versehrtheit und internationaler Hilfsinterventionen

> „[D]ie Hungernden Afrikas gerinnen zu Kultbildern, zu stilisierten Mustern der visuellen Verkörperung von Schmerzempfindungen" (Baringhorst 1999: 254).

Zentral für humanitäre Repräsentationen scheint, dass „körperliche Schmerzen und psychische Leiden nicht in ihrer Sprachlosigkeit ungehört bleiben", es diesen vielmehr gelingt, „die Kommunikation der Gesellschaft zu irritieren" (Teubner 2006: 172). Damit Leiden für andere, das heißt sozial real werden, ist es notwendig, dass sie wahrnehmbar werden, etwa durch Schreie, Tränen, körperliche Symptome und Wunden. Das lässt sich am Beispiel Hunger verdeutlichen (zum Folgenden auch Zöhrer 2015 a):[205] Von besonderer Bedeutung sind bereits in medizinisch-humanitären Interventionskontexten neben anthropometrischen Vermessungsver-

---

each other as such requires transcending kinship, nationality, and even acquaintance. But such images deny the very particulars that make people something other than anonymous bodies. *These images do not dehumanize, as such, but humanize in a particular mode: a mere, bare, naked, or minimal humanity is set up*" (meine Hervorh.).

205 Hunger ist ein sehr weit definiertes bzw. breit ausgelegtes humanitäres Aufgabenfeld, das gegenwärtig sowohl in humanitärer Nothilfe, Entwicklungszusammenarbeit und zunehmend auch in Menschenrechtspraxis bearbeitet wird. Hinzuzufügen ist, dass auch Welthunger und dessen Entwicklung über die Jahre hinweg regelmäßig sicht- bzw. greifbar gemacht werden, etwa anhand von Statistiken, Balkendiagrammen oder spezieller Weltkarten. Meine Ausführungen konzentrieren sich auf personenbezogene Repräsentationen von Hunger.

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

fahren[206] jene somatischen Spuren, die Hunger oder Unterernährung sichtbar bzw. evident machen. Der sogenannte Hungerbauch, der mit der Proteinmangel-Erkrankung Kwashiorkor einhergehen kann, ist ein ebenso extremes wie bekanntes Beispiel. Ebenfalls vertraut sind weitere visuelle Marker von Hunger bzw. extremer Mangelernährung, die am individuellen Körper festgemacht werden können, beispielsweise hervorstehende Rippen als Zeichen der Auszehrung, eingefallene Gesichter oder apathische und leere Blicke (Fehrenbach 2015: 168; Manzo 2008: 638). Entsprechende körperliche Sichtbarkeitsmarker prägen auch das massenmedial vermittelte, etwa via Fotografie und Film mitgezeichnete Bild eines fernen Hungers sowie allgemeiner eines fernen Leidens. Sie sind Teil einer kulturell hervorgebrachten, im öffentlichen (Bild-)Reservoire verankerten Ikonographie – „an iconography of symbols that stand in for pain and thus become the representational alibis for actual pain" (Dauphinée 2007: 139).

In vielerlei humanitären Repräsentationen schlägt sich eine Fixierung auf den Körper, auf körperliche ‚Abnormalitäten' und am Körper festzumachende Leiden nieder. Dies wird des Öfteren als eine Form der De-Individualisierung begriffen (Calain 2013: 279). Die Reduktion auf den leidenden Körper und damit auch auf eine Form menschlich-universaler Verletzlichkeit wird zudem, ähnlich wie der Fokus auf die als universal gedeutete Figur des Kindes, als De-Politisierung gefasst, wenn nicht gar als entwürdigende und dehumanisierende „Elendspornographie" (Lingelbach 2011: 262–263). Gleichzeitig birgt die Ausstellung versehrter Körper die Möglichkeit „to cut across boundaries of comprehension" (Kennedy 2009: o. S.): Der leidende Körper fungiert – so die Annahme – als „inter-body, as the image of some-body who is essentially every-body. Here pain and suffering act […] as a translation machine, which weaves equivalences across ethnic and racial differences" (Paschalidis 2003: 116).

Zu fragen bleibt Folgendes: Ist der Ausweis von versehrten Körpern nicht bereits deshalb in einem humanitären Kontext von Bedeutung, weil es in diesem darum geht, Not und Hilfsbedürftigkeit zu plausibilisieren und letztlich zu bewältigen? Und ist nicht auch das Kind ein (*nicht* in jedem Fall geographisch oder ‚kulturell' verortetes) „individuated aggregate"

206 Angesprochen sind damit Praxen der Körpervermessung. Gemessen wird etwa die Größe, das Gewicht oder der Oberarmumfang via Waage, Maßband oder MUAC (Mid-Upper Arm Circumference) Band. Die genannten Instrumentarien helfen nicht nur dem medizinischen Personal ‚vor Ort' Unterernährung zu diagnostizieren, sondern finden auch in der Bildsprache von Hilfsorganisationen als Marker von Hunger Verwendung. Ich komme gleich darauf zu sprechen.

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

(Campbell 2012: 87), das als singuläre Person vor allem eine kollektive *Leidens*erfahrung repräsentiert? Ist es nicht letztlich eine (metonymische) Verkörperung genereller Not und Hilfsbedürftigkeit, etwa von Hunger und Entbehrung? Beispielsweise Kirsten Linnemann und Paul Reuber (2015) legen als ein Ergebnis ihrer empirischen Längsschnittuntersuchung von Jahresberichten und Spender_innen-Magazinen von fünf großen, in Deutschland angesiedelten NGOs (Misereor, Brot für die Welt, Welthungerhilfe, Oxfam, Ärzte ohne Grenzen) den Schluss nahe, dass es NGOs vor allem um die Plausibilisierung von Hilfsbedürftigkeit geht: „Anstelle klarer regionaler Unterscheidungen bedienen sich die Hilfsorganisationen […] einer eher kollektiven Hilfsrhetorik, entgegen vermeintlicher kultureller Differenzen erscheint die ‚Hilfsbedürftigkeit' als das gemeinsame Fundament der geopolitischen Repräsentationen" (Linnemann/Reuber 2015: 8). Im Rahmen humanitärer (Repräsentations-)Praxis erscheint die Unterscheidung bedürftig/nicht-bedürftig als konstitutiv, wobei fehlende Hilfsbedürftigkeit der wünschenswerte, in Zukunft für alle zu erreichende ‚Normalzustand' ist. Über die gängige Assoziation von Nicht-/Bedürftigkeit mit bestimmten Personen/-Gruppen sowie geopolitischen und soziokulturellen Räumen werden mithin jedoch problematische, letztlich in einer kolonialen (Denk-)Tradition stehende Vorstellungen und Verortungen von Ab-/Normalität re-aktualisiert.

Der in den letzten Jahrzehnten zu verzeichnende Wandel (in) der Bildsprache von internationalen NGOs zeigt, dass eine Kopplung der jeweiligen humanitären Botschaften an einen fotodokumentarischen Ausweis körperlichen Leids *nicht* notgedrungen erfolgen muss.[207] In aller Regel reaktualisiert wird jedoch ein Narrativ, das Probleme (Not/Hilfsbedürftigkeit) und Lösungen (Hilfe) kennt. Ich möchte dies an einem Beispiel verdeutlichen, das weniger auf eine Abkehr von etablierten und gegebenenfalls schon in die Kritik geratenen Bildmotiven wie dem ‚Hungerkind' hindeutet als auf eine Pluralisierung visueller Marker von Hilfsbedürftigkeit und/oder (erfolgreicher) Hilfsinterventionen. So beginnen sich neue Sichtbarkeitsmarker zu bewähren, die Hunger oder die Lösungen dieses Problems visuell auszuweisen helfen und die dabei zwar noch mit dem (kindlichen) hungernden Körper im Zusammenhang stehen, jedoch nicht mehr notgedrungen auf die bildhafte Ausstellung körperlicher Extreme angewiesen sind: Ich denke hier an das sogenannte MUAC Band (als Problemindi-

207 Auf diesen vielgestaltigen Wandel gehe ich in Kap. 10.2 näher ein.

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

kator) und die in silberne Päckchen eingeschweißte Erdnusspaste[208] (als Problemlösungsinstrument), die seit mehreren Jahren nicht nur in der operativen Interventionspraxis von Hilfsorganisationen, sondern auch in deren öffentlichen Kommunikation zunehmend Verbreitung finden (Scott-Smith 2013).

Bei der Erdnusspaste handelt es sich um eine therapeutische Fertignahrung, die insbesondere der Behandlung stark unterernährter Kinder dient. Mit Hilfe des MUAC (Mid-Upper Arm Circumference) Bands wird bei Kindern unter fünf Jahren der Oberarmumfang gemessen, um durch eine leichtverständliche Ampelskalierung den Grad der (Unter-)Ernährung zu diagnostizieren. Diese beiden Interventionsobjekte haben meinen Beobachtungen zufolge in den letzten Jahren vermehrt Einzug in die Bilderwelten von vor allem NGOs humanitärer Not- und Katastrophenhilfe gehalten. Sie fungieren dabei gegebenenfalls als Surrogate für extreme und verpönte Marker von Hunger und Elend. Wie Tom Scott-Smith (2013) beobachtet, passen sich die beiden Objekte dabei vortrefflich in die von Jonathan Benthall (1993) ausgemachte ‚Märchenstruktur' humanitärer Katastrophen- bzw. Krisenerzählungen ein.[209] Scott-Smith (2013: 918–919) führt für das Beispiel des MUAC Bandes aus:

> „[T]he key features of disaster imagery include the emaciated child, the heroic aid worker and the transformation from misery to hope. Having a MUAC strip wrapped around a terrifyingly thin arm, with a nurse or aid worker reading out a red danger sign, meets most of these criteria. The way MUAC screening becomes a gateway to assistance also makes it a particularly appealing image. The MUAC band is the

208 Die Erdnusspaste ist auch unter dem geschützten Markennamen *Plumpy'nut* bekannt. Anzumerken ist, dass Hunger in den letzten Jahrzehnten zunehmend zu einem wissenschaftlichen und technologischen Problem und davon ausgehend zu einer Frage des richtigen (medizinischen) Managements wurde. Edkins (2001) erkennt in dieser Entwicklung eine Form der Depolitisierung von Hunger und Hungersnöten.

209 Benthall (2011: 23) selbst hat in einem Interview mit „henri – Das Magazin, das fehlt" des Österreichischen Roten Kreuzes, das den vielsagenden Titel „Exportgut Hungerkind" trägt, diese Märchenstruktur wie folgt zusammengefasst: „Der Helfer aus dem Norden ist der Held. Er wird von einem Gönner ausgeschickt. Ausgestattet ist er mit ‚Zauberkräften', die es ihm ermöglichen, einen Mangel zu beseitigen oder einen Bösewicht zu besiegen. Dann ist da noch die Prinzessin, die eingreift und belohnt. Nach diesem Rezept funktioniert das Verhältnis zwischen Hilfsorganisationen und Medien".

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

> first step to revival, clarifying the problem and leading to an effective intervention; the object, in this portrayal, is what allows for recovery".

Wichtig scheint mir Folgendes: Die benannten Objekte sind klar in einem humanitären Interventions- bzw. Hilfskontext verortet, wie allgemein zu beobachten ist, dass Geschichten von sozialem Leid zu Geschichten humanitärer Intervention geworden sind (Cohen 2001: 174). Geschichten humanitärer Interventionspraxis begannen ab den 1960er Jahren allmählich, dafür umso nachhaltiger ihre ‚medienöffentlichen Wurzeln' zu schlagen. Vor allem ‚Biafra' wird als einer der großen internationalen Krisen dieser Zeit und als erster Hungersnot, von der dramatische Bilder im Fernsehen übertragen wurden, eine Schlüsselrolle zugeschrieben (Pilar 2013). Mit ‚Biafra' begann sich unter anderem das Bild von NGOs des globalen Nordens als in Krisen intervenierenden Akteurinnen zu etablieren:

> „[F]or many in the watching public, the image that those interventions projected – of crisis, followed by NGO response – became the norm. […] The significance of that shift should not be under-estimated. As NGOs moved to centre stage in translating humanitarian concern into humanitarian action, they took on an equally important role in mediating between the lives of donors and life ‚on the ground' in the Third World. Their advertisements, images and stories dominated the public narrative" (O'Sullivan 2014: 303).

Ich empfehle an dieser Stelle mit den Schlagworten humanitäre Hilfe, *humanitarian aid* oder *humanitarian relief* eine Online-Bildersuche durchzuführen. Zu sehen bekommt man gewissermaßen das Gesicht einer „emergency imaginary" (Calhoun 2010)[210] und damit bekannte Bildmotive und visuelle Marker einer humanitären *Nothilfe*-Praxis: Wir sehen ausrückende oder sich im Einsatz befindende *weiße* Helfer_innen, mit NGO-Logos bestückte Hilfskonvois, Hilfsgüter (wie etwa Zeltplanen, Pakete, Wasserkanister) oder auch T-Shirts der Mitarbeitenden einer Hilfsorganisation. All dies repräsentiert weniger bestehende Not als eine nahende oder eingetrof-

210 Calhoun (2010: 35) spricht von *emergency imaginary*, um die heute im humanitären Kontext wirkmächtige Unterstellung zu bezeichnen, dass katastrophale Ereignisse plötzlich und unvorhergesehen geschehen und zudem eine umgehende Reaktion auf das verursachte Leid möglich und geboten ist. Im medienöffentlich verbreiteten (und gepflegten) Image der Not- und Katastrophenhilfe findet eine *emergency imaginary* ihre populärste Ausdrucksform, auch wenn sie sich nicht in medial gezeigten und gezeichneten Bildern erschöpft (Calhoun 2010: 31; Krause 2014: 26–27).

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

fene ‚westliche' Hilfe.[211] Daneben bekommen wir auch weiterhin Bilder von Betroffenen, Überlebenden und Hilfeempfangenden gezeigt, etwa ‚den' (weiblichen Binnen-)Flüchtling (Calhoun 2010: 33; Wilson 2011), die trauernde Mutter (Bleiker/Hutchinson/Campbell 2014) oder eben das ‚Hungerkind'. Ein westliches Medienpublikum hat zudem gelernt in zerstörten Gebäuden und verwüsteten Landstrichen die Kennzeichen einer ‚humanitären Krise' zu erkennen, oder „Tierkadaver im Wüstensand" (Rauh 2014) als Zeichen der Dürre und von Hunger(snöten). Zu berücksichtigen bleibt Folgendes: „[T]he emergency imaginary frames these events not as they look to locals, but as they appear to cosmopolitans. Emergencies are crises from the point of view of the cosmopolis" (Calhoun 2010: 54).

Re-aktualisiert wird im Rahmen humanitärer Repräsentationspraxis immer wieder ein bekanntes Narrativ, das letztlich Probleme und Lösungen kennt – nicht selten linear gedacht als vor der Hilfe, während und nach der Hilfe. Wie Nandita Dogra (2015: 107) festhält, ist es aufgrund der langen Tradition bestimmter Bilderwelten nicht mehr in jedem Fall notwendig, alle Etappen zu zeigen, damit das etablierte Narrativ humanitärer Praxis (potentiell) verstanden wird. Westliche Akteur_innen machen *vor* ihrer Intervention ein Problem aus, das *nach* deren Eingreifen im besten Fall (medial-darstellbar) gelöst sein wird: „The narrative is simple and like a fairy tale with a situation and protagonists that transform and get transformed by the end of the tale" (Dogra 2015: 107). Es lassen sich heute verschiedene Formen einer nur Ausschnitte des (Hilfs-)Narrativs aufgreifenden Repräsentationspraxis beobachten, wie etwa Blickverschiebungen auf das Danach (Erfolgsgeschichten) oder auf spendende Personen im Globalen Norden als andere, ‚heimische' Seite der Hilfsbeziehung. Festzustellen ist zudem eine Plausibilisierung von Not und Hilfsbedürftigkeit, die vornehmlich über eine Rassifizierung Anderer erfolgt.

211 Meiner Beobachtung nach werden in den letzten Jahren immer häufiger *lokale* Helfende, Ärzt_innen und Pflegende gezeigt. Dies vor allem von NGOs, die kein oder kaum eigenes Personal (mehr) entsenden. Bereits solch kleine Verschiebungen können im ‚Kosmos' ansonsten gängiger und recht homogener Narrative und Bilder auffallen.

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

9.2.3 Humanitäre Bilderwelten als Spektakel der Andersheit

Im Falle des ‚Hungerkindes' kumulieren in seiner visualisierten Gestalt eines hungernden Schwarzen Kindes unterschiedliche, für rassifizierende und koloniale Denkmuster konstitutive Differenzmarker: Schwarz (statt *weiß*), krank (statt gesund), kindlich (statt erwachsen), passiv (statt aktiv), schweigend (statt sprechend), Opfer (statt Helfer) usw. (White Charity 2011): „In der Repräsentation scheint eine Differenz die andere anzuziehen – so dass sie sich zu einem ‚Spektakel' der ‚Andersheit' summieren" (Hall 2004 a: 114).

Für einen früheren Beitrag hatte ich mich dagegen entschieden, das ‚Hungerkind' gleich zu Beginn als hungerndes *Schwarzes* Kind auszuweisen (Zöhrer 2015 a). Diese Entscheidung erfolgte zum einen ausgehend von historischen Betrachtungen, die darauf verweisen, dass es nicht seit jeher nach Maßgabe von vor allem Hautfarbe, Herkunft oder ‚Kultur' ver-Anderte Kinder waren, die in humanitärer Repräsentationspraxis gezeigt wurden (Fehrenbach 2015; Fehrenbach/Rodogno 2015 b). Zum anderen war ich mir recht sicher, dass von den meisten Leser_innen ein entsprechendes ‚Attribut' ohnehin mitgedacht werden wird. Denn sind Kinder in der seit mehreren Jahrzehnten verbreiteten humanitären Bildsprache eben nicht-*weiß* – nicht in der Nähe, nicht ‚unsere' Kinder: Ein Nicht-*weiß*-Sein der dargestellten Bedürftigen oder Hilfeempfangenden stellt im Kontext von Entwicklungszusammenarbeit und Nothilfe die nicht explizierungsbedürftige Norm dar, so wie in anderen Kontexten Weißsein als Norm fungiert und folglich unsichtbar bzw. unmarkiert bleiben kann.

> „[W]hiteness is viewed as representative of the western or First World, while blackness has come to signify the Third World. […] The ease with which racialized images are used, illustrates how embedded these significations have become in the western world. These advertisements do not need to make extensive references to what part of the world and what people they are representing because it is assumed that the viewer knows who they are" (Rideout 2011: 36–37).

Auch wenn humanitäre Repräsentationen nicht notgedrungen bzw. nicht in jedem Fall auf der Repräsentation einer Notlage rassialisierter Anderer aufruhen mögen, so ist dies aktuell und schon seit mehreren Jahrzehnten dennoch der Regelfall. Es finden sich heute sogar (Plakat-)Beispiele, die darauf hindeuten, dass bereits die Repräsentation eines Kindes of Color, das kein offensichtliches (körperliches) Leid aufweist, zu genügen scheint, um einen Bedarf an Hilfe oder Entwicklungsmaßnahmen plausibel zu ma-

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

chen.[212] Es sollte jedenfalls zu denken geben, wenn das Foto eines properen Schwarzen Kleinkindes, welches das Kind meiner Nachbarn sein könnte, und die Nennung eines nicht ‚urdeutsch' klingenden Namens genügen sollen, um eine mutmaßliche Hilfsbedürftigkeit auszuweisen. Bereits der visuelle Ausweis einer Person als vorgeblich anders oder fern soll und kann offenbar die bewährten, dabei hochproblematischen Assoziationsräume eröffnen. Wie Grada Kilomba im Film „White Charity" (2011: o. S.) formuliert:

> „By watching these images, I associate an identity with an image, which is associated with meanings. Meanings like helplessness, meanings like uncivilised, meanings like uneducated, and so on. And one becomes the association of the other. And at the end the Black subject becomes the embodiment of all this chain of associations. And this is not a biological fact. This is a discursive fact, like racism itself".

Trotz verschiedener Neuerungen in der humanitären Bildsprache werden die fotografisch abgelichteten Kinder in aller Regel als nicht-*weiß* rassialisiert (Jefferess 2015: 3). Gezeigt werden uns Kinder als „‚universal' appeal", mit denen wir uns identifizieren können (sollen), aber, so Dogra (2015: 108) weiter: „all images ensure that this identification, if any, remains partial. This is achieved through projections of some obvious, visible differences between ‚our' children and ‚theirs' that take the form of the facial features of the children, darker colour of hair and eyes, unkempt state of hair, ‚ethnic' jewellery". Darin zeigt sich das, was mit David Jefferess (2015) als *post-racial paradox of humanitarianism* gelten kann: Kinder in Not erscheinen einerseits als Inbegriff universaler Menschlichkeit, andererseits müssen sie *anders* sein und aussehen, „‚different' or ‚ethnic' to show that they are ‚Other' children" (Dogra 2012: 36).

Ausgehend von entsprechenden Beobachtungen stellt für einige kritische Beobachtende bereits der Anspruch humanitärer Praxis, unparteilich und letztlich ‚farbenblind' zu sein, eine Provokation dar (White 2002; Jefferess 2015). Wie im siebten Kapitel näher ausgeführt, wird in (Selbst-)Beschreibungen eines Humanitarismus die Relevanz universeller Bezüge für humanitäre Praxis betont. Eine konkrete Gestalt erhält diese Idee im humanitären Prinzip der Unparteilichkeit, demzufolge einzig die Bedürftig-

212 Letzteres ist vermutlich nur in Ländern wie beispielsweise Deutschland möglich, die sich dadurch ‚auszeichnen', dass NGOs über lange Zeit ein (Quasi-)Monopol der visuellen Repräsentation von PoC im medienöffentlichen Raum hatten (Kiesel/Bendix 2010: 482).

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

keit einer Person ausschlaggebend sein soll.[213] Demgegenüber dürfen weder *citizenship* noch Geschlecht, Alter, Status, politische Gesinnung, Ethnizität usw. von Bedeutung sein (ICRC/International Federation 1994). Ich will gar nicht behaupten, dass eine sich als humanitär verstehende Praxis nicht in diesem Sinne unparteiisch vonstattengehen kann. Das (medien-)öffentliche Bild humanitärer Praxis ist jedoch seit mehreren Jahrzenten *nicht* ‚farbenblind', geschweige denn kommt es ohne die Unterscheidung von einem bessergestellten Wir und einem fernen, hilfsbedürftigen Anderen aus (Höijer 2004: 516–517). Nichtsdestotrotz halte ich Folgendes für den für eine humanitäre Praxis wie ein humanitäres Image am ehesten generalisierbaren Aspekt: Folgt man der Vorstellung, dass es humanitärer Praxis konstitutiv darum geht, vorfindbaren menschlichen Notlagen aktiv zu begegnen, dann ist die asymmetrische Unterscheidung von jenen, die Not erdulden, und jenen, die sich kümmern wollen und helfen können, zentral.

9.3 Divergenzen postkolonialer und humanitärer Perspektivierung

Mit Blick auf Ausprägungen und Entwicklungen einer humanitären Bildsprache lässt sich festhalten, dass die Zusammensetzung bzw. das Zusammenspiel der über das hungernde Schwarze Kind aufgerufenen Trias – Menschlichkeit, Bedürftigkeit und VerAnderung – keinesfalls als gesetzt oder stabil zu gelten hat. Das zeigt sich bereits daran, dass in der öffentlichen Kommunikation von Hilfsorganisationen Extreme wie der sogenannte Hungerbauch oder körperliche Auszehrung, die westliche Publika als Indizien für Hunger – und Hunger als Äquivalent für Not oder Unterentwicklung (Burman 1994: 241) – zu lesen gelernt haben, immer seltener als Ausweis für einen Bedarf an Hilfe herangezogen werden. An deren Stelle oder zu diesen hinzu treten einerseits alternative Marker für Hunger und Not (wie etwa das MUAC Band oder die in silberne Päckchen eingeschweißte Erdnusspaste). Andererseits scheint bisweilen das als nicht-*weiß* markierte Kind ‚als solches' (gemeinsam mit dem Logo einer Hilfsorganisation und einem zu Spenden aufrufenden Text) vollkommen ausreichend, um bestimmte Assoziationsketten von Bedürftigkeit und Hilfe in Gang zu setzen. Nicht zu vergessen ist zudem, dass es nicht notgedrungen

213 Als humanitäre Prinzipien werden organisationsübergreifend vor allem folgende vier Prinzipien gefasst: Menschlichkeit, Neutralität, Unparteilichkeit, Unabhängigkeit.

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

bzw. in jedem Fall Kinder sein müssen, die einer humanitären Praxis ihr Gesicht (ver-)leihen, auch wenn Kinder als Motiv unfraglich die humanitären Bilderwelten früh zu dominieren begannen und auch heute noch dominieren (Dogra 2007, 2015; Fehrenbach 2015).

Das Austauschen visueller Marker, wie etwa von drastischen ‚Hungerkind'-Bildern, ist indessen kein Garant für eine Transformation der nahegelegten Botschaften (Baillie Smith 2013: 403). Darauf machen insbesondere von postkolonialen Ansätzen informierte Beobachtende aufmerksam. Tahir Della und Timo Kiesel (2014: 15) halten etwa fest, dass eine Hinwendung zu Zeichnungen oder Piktogrammen kein Patentrezept gegen diskriminierende Botschaften darstellt: „Selbst wenn die personalisierten Objekt-/Opferdarstellungen ausbleiben, bleibt die Zweiteilung der Welt in Menschen und Gesellschaften, die ein Problem haben, und denen, die die Lösung bringen". Vermerkt wird zudem, dass das Selbstbild des ‚Westens' als potent, helfend und altruistisch einen Anderen braucht, was noch im Fall von Repräsentationen deutlich wird, die auf die dokumentarische Ausstellung verAnderter Körper und Menschen verzichten und stattdessen auf zum Beispiel spendende Personen im Globalen Norden als Agenten des Wandels fokussieren (Jefferess 2015: 4). David Campbell (2012) weist zudem darauf hin, dass ‚positive' Bilder – also etwa Fotos von lachenden Kindern – häufig spontan als Indiz einer erfolgreichen, internationalen Hilfe gedeutet werden. Er hält fest: „the scopic regime that produces ‚Africa' as a place of lack is so strong that many positive images only reinforce the colonial relations of power embodied in the negative images" (Campbell 2012: 89). Auch mancherlei Alternativen zu ‚Hungerkind'-Bildern bestätigen polarisierende, hierarchisierende, oftmals eurozentristische, wenn nicht gar rassistische Selbst-, Fremd- und Weltenbilder und re-aktualisieren damit häufig schon in der Kolonialzeit etablierte Beobachtungsformen.

Es gibt daneben eine weitere gängige Form der Begründungen, warum eine Abkehr von ‚Hungerkind'-Bildern und weiteren als negativ klassifizierten Bildern nicht so recht weiterhilft: Die gewählten Alternativen verwässerten Möglichkeitsräume einer aktiven Anteilnahme der Rezipierenden. Lilie Chouliaraki (2010: 113) benennt zwei „pragmatic risks of misrecognition" und damit vornehmlich (sozial-)psychologische Faktoren:

> „First, there is the risk that positive examples of ‚aid in action' will be misrecognized as fully addressing the problems of the developing world and, therefore, lead to inaction on the grounds that ‚everything is already taken care of' […]. Second, there is the risk that the plethora of smiling child faces may be misrecognized as children like ‚ours',

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

> leading to inaction on the grounds that ‚these are not really children in need'" (Chouliaraki 2010: 114).

Beobachtet werden ‚positive' Bilder in der von Chouliaraki referierten Kritik nach Maßgabe ihrer nicht-eingelösten bzw. verspielten Mobilisierungspotentiale im Sinne einer humanitären Kommunikation, die ein Publikum adressiert und imaginiert, das Repräsentationen ferner Notlagen ‚eigentlich' nicht einfach nur konsumiert oder tatenlos hinnimmt, jedenfalls aber nicht tatenlos hinnehmen *sollte*.

Ich erachte es für bemerkenswert, dass und aus welch unterschiedlichen Gründen eine Abkehr vom ‚Hungerkind' bzw. von ‚negativen' Bildern nicht als Problemlösung betrachtet wird. Ein Bruch mit entsprechenden Bildern, die vor allem in Form dokumentarischer Fotografien Verbreitung fanden und finden, erlaubt es unfraglich mancherlei bildethischen Kritikpunkten konstruktiv zu begegnen: So muss vor allem nicht mehr ein konkretes Individuum als generalisiertes Objekt stellvertretend für ein größeres, kollektives Leid oder eine Interventionspraxis stehen. Damit scheint es aber keineswegs getan, weder aus einer postkolonialen noch aus einer stärker humanitär imprägnierten Perspektive – und im Übrigen auch nicht, wie näher zu betrachten ist, aus Sicht vieler ‚Poverty Porn'-Kritiker_innen.

Eine humanitäre Perspektive kann den vorangehenden Ausführungen zufolge als eine mögliche ‚Brille' neben anderen verfügbaren, mehr oder weniger geläufigen ‚Optiken' erscheinen: Durch diese blickend wird Repräsentationspraxis spezifisch kontextualisiert – und ferne Wirklichkeiten gewinnen in einem besonderen Licht ihre spezifische, mithin kontingente Gestalt. Postkolonial instruierte Betrachtungen stellen sich demgegenüber als eine alternative Perspektive dar – und das nicht nur deshalb, weil mit ihnen mutmaßlich andere (Forschungs-)Interessen verfolgt werden. Vielmehr verhelfen sie zu sehen, was andernfalls als Norm unmarkiert bleiben kann. Sie rücken dann vor allem in den Fokus, dass und wie eine humanitäre Optik auch auf historisch-tradierten und bis heute re-aktualisierten „racialised-looking relations" (Szorenyi 2009: 97) aufruht.

So betrachtet, kriegen humanitär und postkolonial informierte (Forschungs-)Perspektiven auf eine humanitäre Repräsentationspraxis ferner Wirklichkeiten durchaus Unterschiedliches in den Blick. Diese Feststellung dient nicht dazu, die beiden Perspektiven gegeneinander auszuspielen; auch behaupte ich nicht, dass die eine (postkoloniale) per se kritisch und die andere (‚humanitäre') per se affirmativ ist. Eine solche Unterscheidung trägt – mindestens im Rahmen wissenschaftlicher Forschung – nur auf den ersten Blick. So sind etwa postkoloniale Repräsentationsanalysen zwar oft dergestalt kritisch, als sie als Resultat ihrer oppositionellen Lektü-

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

re von beispielsweise Spendenplakaten die vermutete und jedenfalls kritikwürdige Kontinuität kolonial-tradierter Bilderwelten und Weltenbilder bestätigt finden. Zugleich gibt es jedoch eine gewisse Varianz im Hinblick darauf, ob bzw. inwieweit die Praxis von NGOs, von Entwicklungszusammenarbeit, humanitärer Hilfe usw. von postkolonialen Protagonist_innen grundlegend infrage gestellt wird (zur Diskussion etwa Dhawan 2009). Vielfach wird vor allem an die Verantwortung von NGOs und weiteren humanitären Akteur_innen appelliert – und/oder diese werden an ihren eigens formulierten Ansprüchen gemessen. Gefragt wird beispielsweise, „inwieweit regionale und soziale Unterschiede in den Kampagnen von zivilgesellschaftlichen Organisationen produziert werden, die eigentlich auf soziale Gerechtigkeit und auf die Überwindung von Ungleichheiten abzielen" (Strüver 2011: 217–218).

Humanitarismus-Forschung ist ähnlich uneindeutig zwischen den Polen Kritik und Affirmation verortet, auch wenn hier in erster Linie Optimismus und Wohlwollen zum Ausdruck kommen mögen. Zu berücksichtigen ist, dass sich in verschiedenen, keineswegs nur wissenschaftlichen Reflexionen humanitärer Praxis recht enttäuschungsresistente Erwartungen und Idealbilder niederschlagen – und das nicht zuletzt *ex negativo* in Form enttäuschter Erwartungen und Kritik. Wie David Nolan und Akina Mikami (2012: 61) treffend feststellen, teilen vielerlei ‚immanent' argumentierende Idealisit_innen und Kritiker_innen einen Glauben an Humanitarismus als moralisches Ideal. Sie ergänzen: „Both of these approaches tend to accept or assume, and reproduce, a myth of humanitarianism that naturalizes it as a definition of ‚the good' that is assumed to be pre-given or consensually shared" (Nolan/Mikami 2012: 61).

Differenzieren lassen sich damit aus meiner Sicht eher verschiedene Versionen und Grade einer affirmativen bis kritischen Auseinandersetzung mit Repräsentationspraxen ferner Notlagen. Einige der in diesem Kapitel vorgestellten Argumentationen verdeutlichen zudem, dass sich vermehrt Bemühungen erkennen lassen, postkoloniale, eurozentrismus- und/oder rassismuskritische Einsichten in wissenschaftliche Betrachtungen von Humanitarismus einzuarbeiten. In Rechnung gestellt werden diese dabei häufig im Zuge von Beobachtungen einer Ambivalenz humanitärer Repräsentationspraxis. Ein solches In-Rechnung-Stellen von Ambivalenz entspricht kaum einer ‚Vermählung' der verschiedenen Perspektiven; stattdessen spiegelt es aus meiner Sicht ihre tendenzielle Unübersetzbarkeit. Denn obschon vielerlei postkoloniale Kritik keine Fundamentalkritik darstellt, bewegt sie sich in aller Regel dennoch nicht im gleichen Plausibilitäts- und Motivationskontinuum (Kieserling 2000: 50) wie humanitäre Praxis. Dem-

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

gegenüber re-aktualisiert Humanitarismus-Forschung vielfach humanitäre Ansprüche, wie beispielsweise jene, Bedürftigkeit festzustellen, Distanzen zu überbrücken, Grenzen zu transzendieren oder Hilfe zu mobilisieren.

Ich gehe davon aus, dass sich mancherlei Divergenzen zwischen postkolonialen und humanitären Forscher_innen wie auch Praktiker_innen, die sich nicht zuletzt mit Blick auf repräsentationspolitische und ethische Fragen immer wieder offenbaren, besser verstehen lassen, berücksichtigt man, wie ‚nah' oder ‚fern' die jeweils angestellten Beobachtungen an den *Eigen*logiken und *Selbst*beschreibungen des Feldes einer mutmaßlich originären humanitären Praxis rangieren. Zudem glaube ich, dass verschiedene Kontroversen – Formen eines Aneinander-Vorbeiredens inklusive – letztlich auf die benannte Unübersetzbarkeit zurückzuführen sind, weniger auf einen per se fehlenden Verständigungswillen der Beteiligten.

Mit Blick auf die nachfolgenden Kapitel bleibt zu betonen, dass es auch innerhalb der Hilfscommunity bzw. innerhalb eines Kreises von Personen, die sich in einem humanitären Kontext und damit in dessen Plausibilitäts- und Motivationskontinuum bewegen, geradezu unübersetzbare Perspektiven und Haltungen hinsichtlich der Frage zu geben scheint, was im Rahmen (visueller) humanitärer Repräsentationspraxis möglich sein soll und was nicht. Eben diese Binnendifferenzen, die sich in der *imagery debate* anschaulich manifestieren, sind in den nachfolgenden Kapiteln Thema. Genauer gehe ich der Frage nach, wie mit Blick auf von NGOs des Globalen Nordens verantwortete Repräsentationen verhandelt wird, was als nicht-/zeigbar gilt – und das insbesondere vonseiten humanitärer Praktiker_innen selbst.

https://doi.org/10.5771/9783748905349-225, am 18.09.2024, 14:58:41
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb